

Was hat priorität?*

Autor(en): **Baur, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421390>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Versagen der Schule und des Elternhauses aus. Die wirtschaftlichen, kulturellen und menschlichen Beziehungen zu seinen deutschsprechenden Nachbarn erlauben heute manchem Elsässer, das bescheidene Kapital, das er von der Schule mitbringt, nach der mundartlichen und hochsprachlichen Seite hin zu vermehren.

Charles Stauffer

Was hat priorität?*

Die sogenannte dialektwelle ist eine tatsache: In der schule, in den elektronischen medien und an allen öffentlichen veranstaltungen wird immer mehr schweizerdeutsch gesprochen. Die reaktionen darauf sind widersprüchlich. Auf der einen seite befürchtet man, daß die schriftsprache bald nur noch *schriftsprache* sein wird und der deutschschweizer ihrer im mündlichen gebrauch bald nicht mehr mächtig sein wird. Auf der anderen seite begrüßt man die erfolge der mundart und findet, es sei richtig, daß der alemannische schweizer endlich sprachlich zu sich selbst gefunden hat und darauf verzichtet, auf sprachlichen stelzen daherzukommen, auf denen sein gang sehr unsicher ist. Ich gehöre zur zweiten gruppe und sage ja zur dialektwelle. Warum?

1. Ich bin mit anderen linguisten der ansicht, daß das schweizerdeutsche so weit vom mitteldeutschen, auf welchem die schriftsprache beruht, entfernt ist, daß man es füglich als eine eigene sprache ansehen dürfe und müsse. In dieser sicht ist das deutsche eine fremdsprache. (Ich vermeide das wort hochdeutsch ebenso wie hochsprache, weil darin eine höherwertung enthalten ist, mit anderen worten eine abwertung der mundart.)
2. Ich halte es für eine sache der ehrlichkeit, daß wir offen zu der sprache stehen, welche die unsrige ist, und uns nicht von fall zu fall mit einer anderen sprache maskieren, zu der wir ein so gebrochenes verhältnis haben, daß wir nicht einmal wagen, sie nach den standardregeln auszusprechen; dies, damit wir fonetisch etwas distanz wahren.
3. Unsere volksschule, deren 150. geburtstag man heuer im kanton Zürich feiert, hat sich nun 150 jahre lang bemüht, dem alemannischen teil des schweizer volks die deutsche sprache mundgerecht zu machen. Während der letzten fünfzig jahre wurde sie dabei kräftig unterstützt von den drahtlosen wellen,

* Auf Wunsch des Verfassers in gemäßigter Kleinschreibung. Die Schriftleitung kann sich nicht mit allen Teilen des Inhalts einverstanden erklären.

die über den Rhein hereinfluteten. Und das ergebnis ist so, daß heute besorgte schulmänner sich veranlaßt sehen, die notbremse zu ziehen, um die offenbar weniger besorgten mitbürger kräftig durchzurütteln. Mir aber will scheinen, daß da irgendwo ein grundsätzlicher fehler im system verborgen sein muß. Entweder war das ziel zu hoch gesteckt, oder aber es ist gar nicht wünschbar, daß dieses ziel erreicht werde. Letzteres hat bis heute niemand laut gesagt, aber es ist — man verzeihe das fremdwort — „subkutan“ vorhanden.

Es gibt in der Schweiz eine sprachgruppe, die sich in einer viel schwierigeren lage befindet als wir, die aber im gegensatz zu uns einen konsequenten kurs verfolgt: die rätoromanen. Sie werden in den ersten drei schuljahren nur rätoromanisch unterrichtet; dann beginnen sie deutsch zu lernen, und die eigene sprache muß schließlich ganz ins hintere glied treten. Bis zur matur schreiben und sprechen nicht wenige rätoromanen sogar besser deutsch als manche von uns. Was den rätoromanen recht ist, sollte den alemannen billig sein. Warum die hemmungen, dem schweizerdeutschen in der primarschule dieselbe priorität einzuräumen?

Es drohe uns eine „hollandisierung“, wird gesagt, wenn wir die rangordnung von schweizerdeutsch und deutsch gegenüber der bisherigen praxis umdrehen. Ich glaube nicht, daß es die niederländer, mit denen wir uns durch ein vergleichbares politisches schicksal freundschaftlich verbunden fühlen, sehr schätzen, wenn sie vernehmen, daß wir „hollandisierung“ als schreckgespenst verwenden. Es ist aber auch sachlich unzutreffend, wenn man den niederländern unterschiebt, sie seien provinziell, von der welt abgeschlossen und seien zu bedauern, daß sie ihre eigene sprache zur literatur- und staatsprache gemacht haben, während wir klugen schweizer glücklicherweise diesen fehler nicht begangen haben. Wenn wir auf die 20 millionen holländisch sprechenden glauben herabsehen zu dürfen, was sollen wir dann von anderen germanischen randsprachen halten wie dem dänischen oder norwegischen, die nicht einmal so viele millionen zählen, wie wir finger an einer hand haben?

Wenn ich nachlese, mit welcher wehmut die mundartfreunde im letzten jahrhundert dem ihnen unvermeidlich scheinenden absterben des schweizerdeutschen entgegensahen und ihm im idiotikon wenigstens einen würdigen friedhof bereiten wollten, so kann ich mich angesichts der gegenwärtigen entwicklung nur von herzen freuen. Die ungebrochene lebenskraft des schweizerdeutschen, das alle kassandraruhe lügen straft und den platz einer mündlichen nationalsprache erobert hat, gibt wirklich keinen grund zum jammern. Wenn dem deutschen an seiner südfront etwas abgezwickelt wird, so ist dies nicht unsere sorge.

Diese von 95 millionen menschen gesprochene weltsprache (die als einzige auf beiden seiten des vorhangs als staatsprache eine privilegierte stellung hat), ist nicht auf uns angewiesen. Jene schweizer aber, die als intellektuelle oder als wirtschaftsleute das deutsche brauchen, werden sich auch künftig eine ausreichende beherrschung dieser sprache zu verschaffen wissen, genauso wie sie es auch mit anderen fremdsprachen halten, die ihnen entweder für ihr fortkommen nötig sind oder an denen sie besondere freude haben. Die deutschlehrer an den höheren schulen werden ihre anforderungen gewiß nicht senken, aber sie werden es vielleicht schwerer haben, wenn man von dem oft zitierten prinzip „jede stunde eine deutschstunde“ abweichen wird — was nach gewissen alarmrufen heute schon an einigen schulen der fall sein soll.

Eine frage, die kürzlich in einer diskussion an mich herangetragen wurde, hieß: wohin führt es, wenn in einer schule die mundart in alle möglichen fächer eindringt, die lehrer aber aus verschiedenen gegenden der Schweiz stammen und entsprechend verschiedene dialekte sprechen? Die frage ist berechtigt, aber sie kommt gewissermaßen zu spät. Was ein schüler in einem solchen fall im klassenzimmer erlebt, ist nur eine spiegelung dessen, was außerhalb des schulhauses bald der normalfall ist. Das beginnt oft schon in der familie, wenn vater und mutter nicht aus der gleichen region stammen und womöglich sogar beide zugezogene sind. Spielkameraden, verwandte und bekannte und schließlich die unermüdlichen lautsprecher im wohnzimmer vergrößern noch die palette der mundarten, die ein heranwachsender mensch hört. Da ändert die schule auch nicht mehr viel, doch kann sie vielleicht durch erklärung verschiedener beispiele das sprachgefühl schärfen.

Die angeschnittene frage führt natürlich weit über die schule hinaus: welches ist die zukunft unserer mundarten? Wir sind im allgemeinen stolz über ihre verschiedenheiten, freuen uns, daß die einen „tüne“ oder „tüle“, die anderen „wëë“ und die dritten „chueche“ sagen, daß der aus der Tschechoslowakei hereingeflatterte schmetterling bald „sumervogel“ bald „fiffoltere“ heißt, und schließen daraus auf eine unerschöpfliche vielfalt unserer dialekte. Man täuscht sich da aber leicht. Die varianten des schweizerdeutschen unterscheiden sich gar nicht so sehr, die übergänge zwischen ihnen sind fließend, die auffälligste dialektgrenze ist eigentlich nur die boßhartsche linie (pluralbildung beim verb und 1. und 2. person von stehen und gehen). Das klassische basler deutsch fährt ein sonderzüglein, aber die anderen Schweizer verstehen es trotzdem. Wie sehr sich aber die dialekte überhaupt bereits aneinander angeglichen und vermischt haben,

können wir täglich beobachten; wissenschaftlich untersucht hat es als erster Heinz Wolfensberger in seinem buch über „Mundartwandel im 20. Jahrhundert“.

Noch ein wort über unsere beziehungen zu den miteidgenossen anderer zunge. Ich habe aus beruflichen gründen an unzähligen pressekonferenzen, generalversammlungen und vergleichbaren veranstaltungen teilgenommen. Ich habe es aber noch nie erlebt, daß man trotz anderslautendem wunsch von welschen teilnehmern mundart gesprochen hätte. Im gegenteil, wenn die anwesenheit anderssprachiger bekannt war, sprach man von anfang an deutsch; im zweifelsfalle fragte der leiter der veranstaltung, was für eine sprache gewünscht sei. (Es gibt nämlich auch welsche, die mundart verstehen.) Sollte diese praxis sich ändern, würde ich es bedauern. Im privatgespräch wird man ohnehin französisch oder italienisch verwenden. Wer dies nicht kann, weiß, daß er sich des deutschen bedienen muß. Wer anders handelt, begeht einen faux-pas; ich hoffe, daß dies nicht schule macht.

Man hat mich schon gefragt, warum ich denn mein buch „Was ist eigentlich Schweizerdeutsch?“ nicht in dieser sprache verfaßt habe. Es heißt ja auch in einer weisung der abteilung für ausbildung bei radio und fernsehen DRS „Jeder sachbereich läßt sich sowohl in mundart wie auf hochdeutsch behandeln.“ Ich tat es nicht aus zwei gründen. Erstens richtet sich das buch nicht nur an einheimische, zweitens habe ich nie behauptet, ich wolle das deutsche für uns abschaffen. Es ist ein feingeschliffenes werkzeug, das uns weiterhin gute dienste leisten kann und soll. Worauf ich aber ausgehe, ist eine bewußte sprachenpolitik anstelle des unbestimmten hin- und herschwankens, eine sprachenpolitik, die dem schweizerdeutschen in allen jenen fällen priorität einräumt, wo nicht sachzwänge eine andere wahl veranlassen. Zu dieser politik gehörte auch die einrichtung einer schweizerdeutschen akademie, nicht im sinne, daß diese vorschriften zu machen hätte, aber als zentralstelle für die betreuung von wörterbüchern, grammatiken und als auskunftgeber für jedermann. Warum treiben wir denkmalpflege und heimatschutz, während die eigene sprache als quantité négligeable behandelt wird?

Ich bin mir bewußt, daß meine forderungen manchen leuten zu weit gehen, aber ich fühle mich nicht als extremist. Wenn ich die gegenwärtige diskussion beobachte, will mir sogar scheinen, daß die freunde des schweizerdeutschen und die des deutschen gar nicht so weit voneinander entfernt stehen. Jene wollen nicht das deutsche aus der Schweiz verbannen, diese wollen uns nicht zwingen, nun nicht mehr miteinander schweizerdeutsch zu sprechen. Unversöhnliche extrempositionen gibt es nicht, der dialog bleibt möglich.

Arthur Baur